

(Nachdruck verboten.)

301

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Das Gefühl des Triumphes und der Freude einer Erneuerung, das Nechljudo nach der Gerichtsfindung und nach dem ersten Wiedersehen mit Katjuscha erfahren, war vollständig vergangen und an seine Stelle war nach dem letzten Wiedersehen Furcht, sogar Abscheu vor ihr und das Bewußtsein der Größe seiner Schuld getreten. Er war entschlossen, sie nicht zu verlassen, seinen Entschluß, sie zu heiraten, nicht zu ändern, wenn sie es nur wollte; aber es war ein schweres und qualvolles Gefühl für ihn.

Am nächsten Tage noch seinem Besuch bei Maslennikow fuhr er wieder ins Gefängnis, um sie zu sehen.

Der Inspektor erlaubte den Besuch, aber nicht im Bureau und nicht im Advokaten, sondern im Frauenbesuchszimmer. Ungeachtet seiner Gutmütigkeit war der Inspektor verschlossener gegen Nechljudow als früher; offenbar hatten die Unterhaltungen mit Maslennikow die Vorschrift größerer Behutsamkeit vor diesem Besucher zur Folge gehabt.

„Sehen können Sie sie,“ sagte er, „mir, bitte, wegen des Geldes, wie ich Sie schon bat. . . . Was ihre Ueberführung ins Krankenhaus anlangt, so ist dieselbe, wie Seine Excellenz geschrieben hat, möglich und der Arzt ist damit einverstanden. Nur sie selbst will nicht; sie sagt: „Das fehlt gerade noch, daß ich mich mit den räudigen Menschen abpladen soll. . . .“ Sehen Sie, Fürst, so ist dieses Volk,“ fügte er hinzu.

Nechljudow erwiderte nichts und bat, ihn zum Besuch zuzulassen. Der Inspektor schickte einen Aufseher hin, und Nechljudow trat hinter ihm in das leere Frauenbesuchszimmer.

Die Maslowa war schon dort und trat still und schüchtern hinter dem Gitter hervor. Sie schritt nahe an Nechljudow heran, sah an ihm vorbei und sagte leise:

„Verzeihen Sie mir, Dmitri Iwanowitsch, ich habe vorgestern übel gesprochen.“

„Nicht ich habe Ihnen zu verzeihen. . . .“ wollte Nechljudow beginnen.

„Aber lassen Sie mich dennoch allein,“ fügte sie hinzu, und in den schrecklich scheel blidenden Augen, mit denen sie Nechljudow ansah, lag dieser wieder einen gespannten und bösen Ausdruck.

„Warum soll ich Sie lassen?“

„Es muß schon so sein.“

„Warum denn aber?“

Sie sah ihn, wie ihm schien, wieder mit denselben bösen Blick an.

„Also die Sache ist so,“ sagte sie. „Sie lassen mich in Ruhe, das sage ich Ihnen aufrichtig. Ich kann nicht. Lassen Sie das ganz sein,“ sagte sie mit zuckenden Lippen und verstummte. „Soviel ist sicher, lieber hänge ich mich auf.“

Nechljudow fühlte, daß in dieser ihrer Weigerung Haß gegen ihn lag und unerbundene Schmach, aber auch noch etwas anderes, Gutes und Bedeutungsvolles. Diese Bestätigung ihrer früheren Absage in ganz ruhigem Zustande ernüchterte mit einem Male in Nechljudows Seele alle Zweifel und versetzte ihn wieder in seine frühere, eriste, feierliche und gerührte Stimmung.

„Katjuscha, was ich Dir gesagt habe, sage ich Dir noch einmal,“ brachte er besonders ernst heraus. „Ich bitte Dich, mich zu heiraten. Wenn Du aber nicht willst, und einstweilen willst Du nicht, so bleibe ich dennoch gerade so wie früher da, wo Du bleibst, und ziehe dahin, wohin Du ziehst.“

„Das ist Ihre Sache; ich rede nicht weiter,“ sagte sie, und wieder begannen ihre Lippen zu zittern.

Er schwieg ebenfalls, da er nicht im stande war, weiter zu sprechen.

„Ich fahre jetzt aufs Land und gehe dann nach Petersburg,“ sagte er endlich, nachdem er sich gesammelt. „Ich werde mich um Ihre, um unsre Sache bemühen und, so Gott will, das Urtheil fassieren.“

„Und wenn es nicht geschieht, so ist es auch einerlei. Wenn nicht hierfür, so habe ich es wegen des andern verdient,“ sagte sie, und er sah, wie groß' Gewalt sie sich anthat, um die Thränen zurückzuhalten.

„Nun, wie ist's, haben Sie die Menschows gesehen?“ fragte sie plötzlich, um ihre Erregung zu verbergen. „Es ist doch richtig, daß sie unschuldig sind?“

„Ja, ich denke.“

„Diese wunderbare Alle,“ sagte sie.

Er erzählte ihr alles, was er von der Menschowa erfahren hatte, und fragte, ob sie nicht etwas nötig hätte; sie antwortete, sie gebrauchte nichts.

Wieder schwiegen beide.

„Nun und mit dem Krankenhaus,“ sagte sie plötzlich und sah ihn mit ihrem schrägen Blick an — „wenn Sie wollen, gehe ich hin, und Branntwein werde ich auch nicht mehr trinken.“

Nechljudow sah ihr schweigend in die Augen. Ihre Augen lächelten.

„Das ist sehr gut,“ konnte er nur sagen.

„Ja, ja, sie ist ein ganz anderes Wesen,“ dachte Nechljudow und versuchte nach den früheren Zweifeln ein ganz neues, noch niemals von ihm empfundenenes Gefühl der Zubericht auf die Unüberwindlichkeit der Liebe.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Als die Maslowa nach diesem Wiedersehen in ihre Zelle zurückkehrte, nahm sie das Sträflingskleid ab, setzte sich auf ihren Britscheuplatz und ließ die Arme auf die Knie herabsinken. In der Zelle waren nur: die Schwindsüchtige, die Wladimirsche mit dem Brustkind, die alte Menschowa und die Bahnwärterin mit zwei Kindern. Die Küsterstochter war gestern für geisteskrank erklärt und ins Krankenhaus geschafft worden. Alle übrigen Weiber aber wuschen. Die Alte lag auf der Britsche und schlief; die Kinder waren im Korridor, dessen Thür offen stand. Die Wladimirsche mit dem Kind auf dem Arm und die Bahnwärterin mit ihrem Strumpf, an dem sie unaufhörlich mit geschwinden Fingern strickte, traten an die Maslowa heran.

„Na, habt Ihr Euch gesprochen?“ fragten sie.

Die Maslowa saß auf der hohen Britsche, baumelte mit den Beinen hin und her, die nicht bis zum Fußboden reichten, und gab keine Antwort.

„Was stennst Du?“ sagte die Bahnwärterin. „Vor allen Dingen den Mut nicht sinken lassen. Ach Katjuscha. Nun?“ sagte sie und rührte flink die Finger.

Die Maslowa gab keine Antwort.

„Die andern sind waschen gegangen. Sagten, heute sei große Befahrung. Ist viel gebracht, sagten sie,“ erzählte die Wladimirsche.

„Zinatschka!“ rief die Bahnwärterin durch die Thür. „Wo ist der Kacker nur hingelaufen.“

Und sie zog eine Stricknadel heraus, steckte sie in das Knäuel und in den Strumpf und trat in den Korridor.

In diesem Augenblick ertönte ein Geräusch von Schritten und weiblichen Stimmen im Korridor, und die Zellenbewohnerinnen traten in Lederschuhen mit bloßen Füßen ein. Jede trug eine Semmel, einige auch zwei. Jedosia trat sofort zur Maslowa.

„Na, ist etwas nicht in Ordnung?“ fragte Jedosia und sah die Maslowa mit ihren hellen blauen Augen zärtlich an. „Da ist etwas für uns zum Thee,“ und sie begann die Semmel auf das Wandbrett zu legen.

„Hat er sich's mit dem Heiraten wohl anders überlegt?“ fragte die Korablewa.

„Nein, er hat nichts anders überlegt, aber ich will nicht,“ erwiderte die Maslowa, „und das habe ich ihm auch gesagt.“

„Ei, Du bist eine Närrin!“ sagte die Korablewa mit ihrem Vaf.

„Wenn man nicht zusammenlebt, was soll man da heiraten?“ fragte Jedosia.

„Ja, aber Dem Mann geht doch mit Dir,“ erwiderte die Bahnwärterin.

„Was denn, wir sind mit ihm getraut,“ sagte Jedosia; „aber wozu soll er heiraten, wenn er nicht mit einem lebt?“

„Närrin, wozu? Mag er doch heiraten, dann faßt er sie in Gold.“

„Er sagte: wohin man dich auch schickt, ich ziehe hinter dir her,“ sagte die Maslowa.

„Zieht er hinterher, so zieht er hinterher; thut er es nicht, so thut er es nicht. Ich werde ihn nicht bitten. Jetzt geht er nach Petersburg, um sich dort zu bemühen. Alle Minister sind da mit ihm verwandt,“ fuhr sie fort, „aber nötig habe ich ihn dennoch nicht.“

„Natürlich!“ stimmte die Korablewa plötzlich bei, öffnete ihre Tasche und dachte augenscheinlich an etwas andres. — „Wollen einen Schluß nehmen.“

„Ich trinke nicht,“ antwortete die Maslowa. „Trinkt Ihr.“

Zweiter Teil.

Erstes Kapitel.

Nach zwei Wochen konnte der Prozeß im Senat zur Verhandlung kommen, und um diese Zeit beabsichtigte Rechljudow nach Petersburg zu fahren und im Fall eines Mißerfolgs beim Senat an allerhöchster Stelle eine Bittschrift einzureichen, wie der Advokat ihm geraten, der die Bittschrift aufgesetzt hatte. Falls der Antrag ohne Folgen blieb, worauf man sich nach Ansicht des Advokaten gefaßt machen mußte, da die Kassationsgründe sehr schwach waren, konnte die Abteilung von Zwangsarbeitern, unter denen sich die Maslowa befand, in den ersten Tagen des Juni abgefertigt werden, und deshalb mußte Rechljudow, um sich zur Reise nach Sibirien hinter der Maslowa her — wozu er fest entschlossen war — vorzubereiten, jetzt aufs Land fahren, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen.

Vor allem fuhr Rechljudow nach Kusminskoi, der nächsten größten Besizung mit Marschboden, von der er die Haupteinkünfte bezog. Er hatte auf diesem Gut in der Kindheit und Jugend gelebt, war dann als Erwachsener zweimal dort gewesen und hatte auf Bitten der Mutter einen deutschen Verwalter angestellt und ihm die Bewirtschaftung anvertraut; so kannte er längst den Zustand der Besizung und die Beziehungen der Bauern zum Gutscomptoir, das heißt zum Gutsbesitzer. Die Beziehungen der Bauern zum Gutsbesitzer waren die, daß die Bauern sich in vollständiger Abhängigkeit vom Comptoir befanden. Rechljudow wußte das von seiner Studentenzei her, wo er sich zur Lehre Henry Georges bekannt, dieselbe verkündet und auf Grund dieser Lehre das vom Vater ererbte Land den Bauern gegeben hatte. Allerdings hatten nach seiner Militärzeit, als er daran gewöhnt war, gegen zwanzigtausend Rubel im Jahre zu verbrauchen, all diese seine Kenntnisse aufgehört, irgendwie für sein Leben verbindlich zu sein; sie waren vergessen worden, und er legte sich nicht nur niemals die Frage vor, woher das Geld käme, das ihm die Mutter gab, sondern bemühte sich, daran nicht zu denken. Indessen warfen der Tod der Mutter, die Erbschaft und die Notwendigkeit einer Verwaltung seines Besitzes, d. h. des Landes, ihm wieder die Frage auf, wie er sich zum ländlichen Eigentum stellen wollte. Vor einem Monat hatte Rechljudow sich gesagt, daß er nicht im stande sei, die bestehende Ordnung umzuändern, daß nicht er die Besizung verwalte, und hätte sich bei seinem Leben fern von dem Gut und bei regelmäßigem Bezug der Einkünfte wohl mehr oder minder beruhigt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Unschuldiger.

Von Hans Ostwald.

(Schluß.)

Als das Mädchen den ersten Freudenrausch überwunden hatten, erwachte die Hausfrau in ihr. „Du sag eens, Franz,“ fragte sie, „wat scholl denn dat wer'n? Du jehst immer de Soldaten un denn, wenn De wiederkömmst?“

„Na, denn hieradhen wie.“

„Jan, Franz, dat meenst De woll so. Awerst id helw nicht un Dan hast ool nicht — Jan, un wenn Dan mi wedder as knecht geiht — spoorn könn'n wi dann ool noch nich so veel zu ne Wirtschafft.“

„Na, loat man, loat man, dat würd sich schonst finden.“ Er wollte sie wieder in den Schwarm der jungen Leute ziehen. Sie aber hielt ihn zurück.

„Nee, dat würd sich nich finden. Awerst id wer Di wat seggen; id geih mit in de Stadt. Un denn geih id in Dienst, un dann würd sich dat schonst maken. Wenn Du denn loskimmst, geiht Dan as Kutscher oder sowat — un denn würd sich dat schonst maken!“ wiederholte sie zuversichtlich.

Er ging nach einigem Zögern auf ihren Vorschlag ein, da er ihn für gut erkannte. Sie näherten sich den Gruppen der andern jungen Leute. Das erste, was sie ihren Freundinnen sagte, war: „Dan, id geih mit in de Stadt.“

Die stamten erst. Als aber Miezing ihnen genau auseinandersetzte, daß sie in die Stadt gehen müßte, um sich eine Aussteuer zu eriparen, ergriff sie die Lust, mitzugehen. Sie dachten an die übermäßige, schwere Arbeit, an das Geschimpfe und Gestöße, das sie vom Inspektor erdulden mußten, an den gar zu großen Lohn, für den sie sich nicht einmal sauber und warm genug im Winter kleiden konnten. Und als Miezing sie an ihre Schlaflieder über den Ställen, direkt unter den undichten Dächern, erinnerte und fragte, ob sie es wohl in der Stadt schlechter haben könnten, meinten sie schon zustimmend: „Nee, nee!“

„Na, id geih nff jäden Fall!“ erklärte Miezing noch einmal bestimmt. „Nee, hier man immer von den Entspekter abhängig sijn? Nee —“

„Denn gäh 'd ool! Jek ool! Jek ool!“ schrieen die Mädchen in plöglichem Lärmel, in jäher Unternehmungslust.

„Wir wollen't gliel dem Entspekter seggen!“ tönte es plötzlich. Keiner wußte, wer das Wort gesagt hatte. Aber mit voller Begeisterung nahmen alle die Parole auf. Der ganze Menschenhaufen wälzte sich himüber nach dem Gutschof. Jene, die nicht kündigen wollten, gingen aus Neugierde mit. Was die im Gutscomptoir wohl sagen würden.

Der Inspektor, der eben mit dem Gutschreiber und den beiden Volontären besprach, was für Strafen über die ungehörigen jungen Leute zu verhängen seien, und der mit den Volontären einig war, daß nur die größte Strenge, Lohnabzug und Strafarbeit, mit liebesvollem Nachdruck — er ließ dabei seinen Stoß durch die Luft sausen — den Gehorsam wieder herstellen könne, trat an das Fenster, als er das näherkommende, von einzelnen Anrufen und Lachen unterbrochene Summen der Menschenmenge hörte.

„Nu liel doch; liel eins! Wat wollen denn die?“ meinte er verwundert. „Na, jekt machen sie halt . . . Nu schiden sie eine vor. . . Na ja, na ja; Walkes Miezing natürlich, dat Grojman! Nu man ruhig Blut!“

Die vier Männer stellten sich ungezwungen auf, wie wenn sie sich unterhielten.

„Na, was willst Du dem, mien Döchtling?“ fragte der Inspektor gelassen die eintretende Miezing.

„Da't in doch all bald der Erste is, da wollt' id man seggen, dat alle Mädchen tau Micheli zieh'n woll'n,“ antwortete das Mädchen ruhig.

„Hast Du dem Anfrag für alle?“ Der Inspektor trat langsam vor, im geschäftsmäßigen Ton sprechend.

„Jan, id schall seggen, alle!“

„So, da —“ er schlug sie mit seinem Stoß über die Schulter — „da hast Du die Anittung darüber! Jekt marsch an die Arbeit!“

Sein Gesicht erlebte vor Zorn. Er zitterte und wollte zum zweitenmal zuschlagen. Da schlüpfte sie zur Thür hinaus — sein Stoß knallte auf das Holz.

„Solche freche Wanze! . . . Solche Frechheit!“ sagte er mit heiferer Stimme. Die andern Männer schwiegen. Sie hörten, wie aus dem Gessumme vor dem Hause lärmende, drohende Stimmen aufstiegen.

Der Inspektor brach die Stille. Er wollte seinen Willen durchsetzen; die Mädchen sollten auf dem Gut bleiben. Er wollte doch mal sehen, ob er nicht die Macht hatte, sie zu halten.

„Ich gehe zu den Alten der Deerns!“ sagte er und ging hinaus.

Die andern Männer wagten nicht, ihm zu folgen. Sie fürchteten die erregten und gereizten Menschen, die immer noch vor dem Hause standen.

Als der Inspektor die Haustreppe herabkam, verstummte das Geschrei auf einen Augenblick. Dann aber brach es um so stärker los. Franz und seine Kameraden stürzten sich voller Mut dem Inspektor entgegen: „Wie könnst Du dartau, dat Mädchen tau schloah'n?!“

Der Inspektor, der geglaubt hatte, sie durch abweisende Blicke beruhigen zu können, flüchtete die Stufen empor, als die Wurfsteine ihm näher rückten und dringender fragten: „Woarium häst Du den Mädchen schloah'n?!“

Er wich weiter zurück und fing an zu stottern: „Ich — ich“

Da wollte Franz seine erhobene, geballte Faust gegen des Inspektors Gesicht stoßen. Doch ehe sie ihr Ziel erreichte, hatte ihn Miezing zur Seite gerissen: „Wat uns unglücklich!“ warnte sie.

Dann schrie sie dem Inspektor ins Gesicht: „Also wi goahn alle tau Micheli! Hast verstanden?! . . . Dat sijn wie Zeugen.“ Sie wies mit einer kreisenden Armbewegung auf die um die Treppe zusammengedrängten.

Der Inspektor wußte nichts weiter, als sich schleunigst hinter die Hausthür zurückzuziehen, wo ihn die andern Männer angstvoll erwarteten. Er schwieg voll Aerger auf ihre Fragen. War seine Absicht doch nicht erfüllt! Hatte er anstatt einen Schritt vorwärts, einen zurück thun müssen.

Die Menge verlief sich bald wieder. Die Mädchen hatten ihren Zweck erreicht und zogen zurück nach dem Dorfplatz. Die andern folgten ihnen nach und nach.

Als der Inspektor das sah, packte ihn die Wut von neuem. „Ich, und sie sollen doch hierbleiben!“ sagte er hartnäckig. „Das wäre ja noch schöner, wenn ich die Alten nicht in der Gewalt hätte!“

Er stürmte hinaus und ging mit großen Schritten nach den Tagelöhnerhäusern. Gleich in das erste trat er ein. Es war ein

ehemaliges Bauernhaus. In der einen Stube wohnte der ehemalige Besitzer des Hauses, Miezing's Vater, der jetzige Tagelöhner Valle, mit seiner von der Gicht geplagten Frau und seinen vier Kindern, Miezing und ihren drei jüngeren Schwestern. Sämtliche andern Räume des Hauses waren auch je von einer Familie bewohnt. Selbst die Küche war zu einem Wohngeleise hergerichtet.

Der Inspektor riß die Thür zu Valles Stube auf. Die Mutter war eben dabei, die Kartoffeln zum Abendessen abzuwaschen. Sie lief ihm voller Hast entgegen, über die vom Schwamm zerfressenen Dielen humpelnd. Der Vater aber blieb ruhig am Fenster sitzen. Hier war seine Stube. Er hatte noch etwas vom Bauernstolz. Hier hatte er zu befehlen.

Und als der Inspektor sein Anliegen hervorgesprudelt hatte und verlangte, er solle seinen Töchtern befehlen, daß sie im Dorf, auf dem Gut blieben, fragte er ganz gemüthlich: „An de ann'ern Mädechen? Nig'en siene, Stante'n siene im Held siene?“

„Die müssen auch hierbleiben!“ behauptete der Inspektor. „Da will' d' doch ma de Olfäden hör'n“, meinte Vater Valle geschäftsmäßig. Er ging nach dem Flur. Dort hatten sich schon die alten Leute zusammengefunden. Des Inspektors Erscheinen im Tagelöhnerhaus war ein Ereigniß, das gemeinsam besprochen werden mußte.

Vater Valle setzte ihnen das Verlangen des Inspektors auseinander und fügte mit gehobener Stimme hinzu: „Wiene Mädechen löm'n maken, wat se Lust häwven.“

„Jan, jan, unse ool“, meinten die andern schüchtern. Der Inspektor wurde ganz nervös. Wollten diese Menschen denn nicht begreifen? „Nu, denkt doch bloß nach!“ sagte er verzweifelt und schilderte ihnen die Gallen und Schlingen der Großstadt.

„Jh“, beharrte Vater Valle, „vahungern dhann se da ool nich. Schlechter as hie löm'n sel' nich häwven. Ne — schlechter nich!“ „Dat stimmt, dat stimmt!“ sprachen die Zuhörernden überzeugt zueinander.

Da verließ den Inspektor alle Ruhe. Jetzt wollte er es noch mit Gewalt versuchen.

„Dann schert Ihr Euch auch alle zum Teufel!“ schrie er und stampfte mit seinem Stod auf.

Einen Augenblick war alles still. Er gahnte, das richtige Mittel angewandt zu haben, an seinem Ziel zu sein.

Da sagte Vater Valle mit leiserem Lächeln: „J's gaud! J's gaud! Schlechter, as wie hie, is det ool nich in de Stadt. Ne — schlechter nich.“

„Ne, ne — dat stimmt; wi ziehn ool; wi irellen ool!“ schrien die andern Hansbewohner dem Inspektor zu.

Der wollte noch einmal auffahren. Aber als er in die entschlossenen Gesichter der Männer sah, ging er hinans, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Auch hier war seine Absicht in das Gegenteil umgeschlagen. Nun hatte er, anstatt die Mädchen zu gewinnen, auch noch die Eltern vertrieben.

Woher sollte er nun Ersatz schaffen für diese vielen Hände? Was denen nur einfiel? Er konnte sich wirklich nicht erklären, was für Gründe sie hatten. Er war doch gewiß nicht schuld daran.

Er drohte heimlich nach dem Dorfplatz hinüber, wo die Dörfler lustig durcheinander wogten. Ihre Nachfolger wollte er schon strenger nehmen. Die drüben hätten es nur zu gut gehabt. Darin waren sie auch so übermüthig geworden. Aber das sollte sich jetzt gründlich ändern, gründlich ändern! — —

Kleines Feuilleton.

Kaffeebau in Paris. Pierre Mille macht im „Temps“ eine sehr interessante Enthüllung: Die Kolonien — und zwar nicht nur die französischen — erhalten den Hauptstamm ihrer Kulturpflanzen aus Paris, Kaffee, Kakao, Ficus u. a. „Ich fragte nach der Impasse (Seckasse) Girardon.“ „Impasse Girardon?“ sagte der Polizist. „Doch, ich weiß. Ist in Montmartre oben. Sie nehmen die Rue des Martyrs bis zum Divan Japonais, dann die Rue des Abesses, Place des Abesses, Rue Nivignon, immer bergaufwärts. Ei, Sie haben ein Rad? Das ist fatal, um den Berg hinaufzukommen. Auf der Rue Nivignon sehen Sie eine Treppe. Diese Treppe rauf, dann Rue d'Orchamps. Immer weiter. Dann Moulin de la Galette und da haben wir schon die Rue Girardon und daneben Impasse Girardon.“ Ich machte mich also auf den Weg. Je weiter ich aufstieg, verringerte sich die Civilisation, d. h. sie nahm einen etwas einfacheren Anblick an. Die Häuser waren nicht mehr fünf Stod hoch. Wärme gab's auch. Gras wuchs zwischen den Steinen, Gärten deuteten sich aus, und ein scharfer Wind schüttelte mir einen Schauer von Kirschblüthen auf die Schultern. Frauen und Männer kamen vorbei; wie auf dem Dorfe trugen sie die, große Gebetbücher in den Händen. Ja, Montmartre wird verkommen, denn man ist hier fromm geworden, geht abends nach dem Moulin de la Galette, morgens aber in die Herz Jesu-Kirche. Schließlich bin ich in der Impasse; hier ist man ganz auf dem Lande. In der grünen Gede eines kleinen Gartens ist eine offene Thür. Ich bemerkte einen Mann, der mit großer Zartheit eine Pflanze aufbindet.

Monsieur Godofroy Leboeuf?

„Bin ich, Herr.“ Und er wendet den Kopf herum mit der Gerbe eines Seiwerthörigen.

Also, Sie sind Herr Leboeuf, schrie ich laut, der Pflanzengärtner für die Kolonien, der, wie das Adreßbuch sagt, alles pflanzt, Kakao, Kaffee, Kauffchul, Pfeffer, Vanille. Sie sind der Mann, der unsern Kolonien, dem Kongo und den meisten Kolonialgesellschaften liefert?

„Stimmt!“ „Aber unsere Umgebung hat wahrhaftig nichts Tropisches. Da ist der Dom von Herz-Jesu, unten liegt Paris, Blaquancourt, Aubervilliers, Saint-Denis. Woher nehmen Sie Ihren Kaffee und die Kauffchulbäume?“

„Lieber Herr, ich kann Ihnen nur sagen, daß ich im vergangenen Jahre aus diesem kleinen Garten 3 200 000 Tropenpflanzen aller Art verschickt habe. Heute wachsen sie in Australien, Neu-Skaledonien, Mexiko, am Kongo, in Madagaskar. Diese kleinen, zierlichen Pariserinnen, die bei mir ihre Kindheit verlebten, verreisen mit der Bahn und dem Dampfer, in Segelschiffen, und ich habe auch Traglasten, die für Kameelfracht bestimmt sind.“

Wir traten in die Gewächshäuser ein, drei lange Tunnel, die in der Erde liegen und in denen eine feucht-warme Luft herrschte. In gewöhnlichen Blumentöpfen standen da in langen Reihen zarte Pflänzchen, Sämlingspflanzen und andre, die wie Köpfe ihre Arme ausstrecken. „Das hier sind Orchideen. Es sind Keuankömmlinge. Ich kenne ihre Blüten noch nicht und da wird's manche Ueber- raschung geben. Sie bilden die Poesie unsres Geschäfts. Achtung, Achtung, Sie treten ja auf den Kauffchul.“ Wichtig, sagen da am Boden eine Menge Körner des Kauffchulbaums, die in der warmen Luft keimten. Auf Gestellen stand vor mir ein ganzes Forsthaus, Urwälder in Miniatur. Da gab's Ficus elastica (Gummibaum), Manihot utilisissima, die Drosianze Afrikas, die Hovea, der Kauffchulbaum Brasiliens, mit kastanienähnlichen Blättern, Castilloa elastica, der Kauffchulbaum der vulkanischen Berge von Costarica, verschiedene Arten der Landolphia, der wichtigsten Kauffchuliane des tropischen Afrika. Da standen alle Arten von Kaffeebäumen, der Kleinblättrige vom Sobou, der großblättrige aus Liberia. Junge Kofospalmen streckten ihre ersten, noch nicht gefiederten Blätter empor. Die ältesten Pflanzen waren noch nicht eine halbe Elle hoch. Hr. Leboeuf erzählte, während ich die Pflanzen bewunderte, eine köstliche Geschichte von einem jungen Kolonialbeamten, der in seiner Kolonie eine Kaffeeplantation anlegte. Aber der Kaffee, den er gekauft hatte, schien nicht mehr keimfähig gewesen zu sein. Alle Mühe war vergebens. Enttäuscht teilte der junge Beamte dies dem Kaufmann mit, von dem er die Samenien entnommen hatte; der Kaffee sei nicht ausgegangen. „Aber Sie Unglücksdämon — der war ja gebrannt!“ — Unter herzlichem Gelächter trennten wir uns, ich mit ehrlicher Bewunderung dieses einfachen Gärtners, aus dessen Gewächshäusern die halbe Welt sich mit Kulturpflanzen für die Kolonien versorgt.

(Müsch. Allg. Ztg.)

k. Ein Narrendorf. In Laos, im französischen Indo-China, findet man, wie Dr. Ledore, der Arzt der Kolonien, in der „Nature“ mitteilt, ein Narrendorf, das in seiner Art einzig ist. In dieser ganzen schwachbevölkerten Gegend findet man nur ein einziges Dorf, das 300 Häuser zählt, und dieses ist Van-Kenne am Namquune, das Dorf der Narren. Gerade der seltsamen Zusammenfügung seiner Bevölkerung verdankt das Dorf seinen verhältnismäßig großen Umfang. In Laos sind Fälle von Wahnsinn überhaupt häufig, und auf Reisen trifft man nicht selten Männer, Frauen oder Jünglinge, die von dieser Krankheit befallen sind; dieselbe zeigt sich häufig darin, daß die Kranken glauben, einen Bissel im Leibe zu haben. Unter dem Einfluß dieser Wahndee begehrt der „Pipop“, der Besessene, allerhand Extravaganzen und richtet sogar Schaden an. Seine Nachbarn suchen sich dann seiner zu entledigen und ihn aus dem Dorf zu entfernen. Man verbammt ihn also nach Van-Kenne, versichert sich aber vorher, daß er auch wirklich „Pipop“ ist, was man durch ein Gottesurteil erinnerndes Verfahren ermittelt; man bindet ihm Hände und Füße und wirft ihn ins Wasser. Schwimmt er oben auf, so ist er nicht besessen, geht er dagegen auf den Grund, so ist er der Verbannung geweiht. Während dieses Untertauchens wird er natürlich bewacht, und im letzteren Fall sofort herausgezogen. In Narrendorf leben nun diese Unglücklichen, heiraten untereinander und erzeugen Kinder. So ist es ihnen gelungen, eine Kolonie zu bilden, die nicht nur eine ziemlich beträchtliche Bevölkerung hat, sondern auch relativ blühend und reich ist; denn sie allein bringt dem französischen Protektorat jährlich tausend Piaster Steuern.

Musik.

Während unser Musikleben nach dem Schluß der gut bürgerlichen „Saison“ noch immer in zahlreichem, doch größtenteils weniger inhaltreichem Konzerten weiterkriecht, hat vorgestern der eifrige „Berliner Tonkünstler-Verein (freie musikalische Vereinigung)“ mit seinem zwölften und letzten Vortragsabend eine Vorstellung producierender Künstler gebracht, die so weit über unsern musikalischen Alltag hinausreichte, daß wir, was sonst an diesen Tagen an Eindrücken zu gewinnen und nicht zu gewinnen war, dahinter im Augenblick zurückstellen müssen. Von den fünf für diesen Abend ausgewählten, teils weniger, teils gar nicht bekannten Komponisten traf allerdings einen besonders interessanten, wenn gleich durch extreme Weise einseitigen, Wilhelm Raute, das Unheil, daß sein Sänger im letzten Augenblick krank wurde und

seine Nummern ganz ausfallen mußten. Unter den übrigen war diesmal wohl der bedeutendste Alfred Meissner. Längst als einer der Schüler Liszts durch seine Virtuositriumphe auf dem Klavier berühmt, ist er infolge seiner Berichterstattung wegen Kollisionszufälle seiner Konzerte bisher entgangen. Als Komponist vorläufig nur durch einige Lieder bekannt, hat er sich jetzt als musikalischer Ausleger insbesondere von Heineschen Dichtungen den Hörern eindrucksvoll in die Erinnerung eingeprägt. Modern höchstens ob der ippigen, charakteristischen Begleitung mehrerer seiner Lieder zu nennen, setzt er — in gutem Sinne des Wortes — die Erzeugnisse eines Säubers und Jenseits fort. Heberall säuwungsvoll darstellend, manchmal („Lied von Corrent“) dem Trinkschilf und manchmal (Zugabe: „Zum Walde bin ich gegangen“) dem Sämadten nicht ganz ausweichend, hat er in drei Heine-Liedern, zumal in dem totentartigen, „Die Jungfrau schläft in der Kammer“ (das da capo verlangt wurde), durchaus originelle, packende und doch nicht effektrohe Leistungen gegeben. Von ihnen wurden die vorausgehenden Stücke der Komponistin Emma Wooge leicht überboten. Diese Künstlerin schwebt durch ihren ausgesprochenen Sinn für die Cantilene immer in die Gefahr, es mit der Kompositionskunst selber, zumal was die Begleitung betrifft, etwas gar leicht zu nehmen. Dies machte sich besonders bemerkbar in den doch etwas gar unschuldigen drei kleinen Charakterstücken für Violine und Klavier. Von ihnen vier Liedern für eine tiefe Stimme und Klavier zeigen alle meist ein richtiges Accentuieren und Phrasieren, andererseits aber einen nicht geringen Betrag von Süchlichkeit und von Mangel an Abwechslung; am besten, namentlich durch Schlichtheit auffallend, ist die „Traumwirkung“. Ich vermutete, der Künstlerin seien erste Kompositionsstudien noch sehr anzuraten. Gegenüber ihrer leichteren Machart und gegenüber einem ähnlichen Einbante für Violine und Klavier von D. M. Levett — sozusagen einer Thränenpaste — wirkte als eine tiefgehende, in prächtigem Quartettstil gehaltene Komposition das Schlußstück dieses (im Gegensatz zu andern leicht bis zu Ende auszuhaltenden) Konzerts: fünf Noctellen für Streichquartett op. 15 (erste Aufführung in Berlin) von Alexander Glazounow (Glazunoff). Der Komponist, Schüler Rimsky-Korsakoffs, gehört zu den „Jungbrüsten“, deren stark moderne Schaffensart auch auf unserm Konzertboden nicht mehr unbekannt ist. Das vorgesehene Stück besteht aus sein idealisierenden Charakterisierungen von Nationaltänzen und dergl., musikalisch ungefähr das, was A. W. Schlegel durch seine Gedichte in verschiedenen Metren als künstlerische Kennzeichnungen eben dieser Metren geleistet hat. Abgesehen von einem „Zwischenpiel in alter Weise“ kamen Stücke in spanischer, orientalischer und ungarischer Weise (letzteres wohl das inhaltsreichste) und ein besonders feinsinniger Walzer.

Unter den ausführenden Künstlern wirkte Meissner durch die vollendet schöne Begleitung seiner Lieder am stärksten, obgleich eine Wähigung seiner Verehrer sehr zu wünschen gewesen wäre. Auch die Quartettisten (A. Gälzow und Genossen) spielten tüchtig. Herr Kammerfänger Carl Dierich ist late ant, die Vorzüge seiner baritonalen Tenorstimme nicht durch sein häufiges Klangwidriges Forcieren einzuschränken. Und dem Verein selber wäre eine bessere Fürsorge für Vollkommenheit und Zugänglichkeit der Programmtexte zu empfehlen.

Geographisches.

— Welches ist der höchste Berg der Erde? Unter den bis jetzt gemessenen Bergen ist bekanntlich der Mount Everest (8840 Meter) der höchste; es wurde aber schon von W. B. Graham (1884 die Frage aufgeworfen, ob nicht noch andre Schneegipfel des Himalaya in der tibetianischen Kette vorhanden sind, die eine größere Höhe erreichen. Graham will selbst zwei Spitzen gesehen haben, die aus einer zweiten 180—180 Kilometer nördlich von Mount Everest gelegenen Kette aufragten und diesen an Höhe zu übertreffen schienen. Professor Diener, der die Frage jüngst genauer erörterte, kommt, wie die „Wölfnische Zeitung“ mitteilt, zu dem Ergebnisse, daß eine sichere Entscheidung erst getroffen werden kann, wenn es möglich sein wird, die ganze Nepal im Norden begrenzende Kette von Schneegipfeln in das Netz der trigonometrischen Landesaufnahme von Britisch-Indien einzubeziehen. Die Tibetaner bezeichnen die Gruppe, in der der Mount Everest steht, mit dem Namen Lap-Mi-Kang und sprechen von einem zweiten Lap-Mi-Kang, der weiter im Norden liege und höher sei. Da es ihnen aber an allen Mitteln fehlt, um die relativ jedenfalls geringen Höhenunterschiede dieser Bergriesen zu bestimmen, so ist auf die Volksmeinung nicht viel zu geben. Im ganzen ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß eine noch höhere Spitze als der Mt. Everest aufgefunden wird, allein die endgültige Entscheidung können, wie auch Professor Diener bemerkt, nur trigonometrische Aufnahmen geben.

Meteorologisches.

— Der grüne Strahl an der untergehenden Venus. Es ist schon wiederholt gemeldet worden, daß der sogenannte grüne Strahl, den man so oft beim Untergang der Sonne beobachtet hat, auch beim Untergang von Sternen und Planeten gesehen wurde, was, wenn es sich um eine Brechungerscheinung handelt, ohne Zweifel eintreten müßte. Aber die hier viel weniger auffällige Erscheinung wird wohl meist übersehen. Man erhielt „Revue scientifique“ einen von sieben Passagieren des Paketboots „Saint-Laurent“ unterzeichneten Brief, in dem

es heißt: „Gente, am 7. Januar 1900, um 7 1/2 Uhr abends, haben wir auf der Reise von Santander nach Martinique unter 20 Grad nördlicher Breite und 57 Grad westlicher Länge einen Untergang des Planeten Venus bei wunderbarer klarem Himmel bewohnen können, und wir versichern, daß der Planet genau in dem Moment, wo er unter der Wasseroberfläche verschwand, uns einen prachtvollen grünen Strahl emporsandte.“ Einen besonderen Wert giebt dieser Beobachtung noch der Umstand, daß die sieben Passagiere ganz unbefangen und ohne vorgefaßte Meinung diesen Untergang des Planeten beobachteten; sie hatten niemals von dem grünen Strahl vorher gesprochen und ein Teil von ihnen befand sich, als die Erscheinung, die nur einen Augenblick währte, stattfand, auf dem Vorderdeck, der andre auf dem Hinterdeck. — („Promethens“).

Humoristisches.

— Gesinnungstüchtig. „Weißt Du: mir find die liebsten, die ein ordentliches Knägrat haben — denn die bekommen über kurz oder lang einen Tritt, und dann avanciere ich!“

— Fein erzogen. Kleine Komtesse: „Mama, liegt heut' auf der Straße aber viel — was das Volk Dred nennt!“

— Nicht verlegen. Er: „Mit Deinem ewigen Geldverlangen wirst Du mich noch ins Grab bringen.“

— Sie: „Dann gib mir nur gleich 150 M. mehr, Trauersachen sind teuer!“ — („Jugend“).

Zur Polemik Schmidt-Schlafher.

In der Sitzung des Vorstands und Ausschusses der „Freien Volksbühne“ vom 16. Mai ist folgender Beschluß gefaßt worden: Vorstand und Ausschuß erklären sich mit Herrn Dr. Conrad Schmidt solidarisch und sehen keine Veranlassung, auf die ungerechtfertigten Angriffe des Herrn Erich Schlafher gegen die „Freie Volksbühne“ weiter einzugehen.

Der Vorstand und Ausschuß der „Freien Volksbühne“.

Conrad Schmidt hat unter diesen Umständen auf den Abdruck seiner Erwiderung gegen Schlafher verzichtet. —

Notizen.

— Die „Jugend“ hat jetzt 40 000 Abonnenten; von Juli ab wird der Vierteljahrspreis auf 3,50 M. erhöht. In der Ankündigung des Verlags wird der Thatsache Erwähnung gethan, daß die Jugend bisher einige Hunderttausend Mark mehr gekostet als eingebracht hat.

— Die Aufführung der „Weber“ von Gerhart Hauptmann, die vor zwei Jahren in Budapest verboten wurde, ist jetzt vom Minister des Innern wieder gestattet worden.

— Das Wiener Volkstheater-Ensemble wird das Volksstück „Der letzte Knopf“ von Hans-Ludwig als Matinee für geladene Gäste zur Aufführung bringen.

— Das Berliner Theater will für die nächste Saison eine Neuverierung einführen, die darin besteht, daß für Gastaufführungen und Gastspiele Reservate für einen bestimmten Platz erworben werden können.

— Mascagni's neue Oper „La maschera“ (Die Maske) wird im Herbst d. J. in der Mailänder „Scala“ zur ersten Aufführung gelangen und am demselben Abend wahrscheinlich auch im Costanzi-Theater zu Rom aufgeführt werden.

— Die Oper „Nero“ von dem italienischen Komponisten Boito ist der Mailänder „Scala“ zur Aufführung übergeben worden; bemerkenswert ist, daß der Komponist seine Schöpfung 22 Jahre lang zurückgehalten hatte.

— Die Reste von Luca della Robbia's Chor des Baptisteriums sind in den Magazinen des Florentiner Domes aufgefunden worden, so daß das Chor vollständig wiederhergestellt werden kann.

— Ein Denkmal für Friedrich Bodenstedt soll in dem hannoverschen Städtchen Peine entstehen. Dort ist der Sänger der Mirza Schaffy-Lieder geboren worden.

— Mit dem Bau des Nordsee-Aquariums an der biologischen Station auf Helgoland wird nach Schluß der diesjährigen Bade-saison begonnen werden.

— Eine Stadt aus Papier, die von etwa 450 Menschen bewohnt wird, befindet sich in Ketting, nicht allzu weit von London. Die merkwürdige Stadt ist eine Zweigniederlassung des Reisep-Hospitals und besitzt 45 Zelte aus Papier-maché, in denen je 10 Personen untergebracht sind.

— Eine neue Tropfsteinhöhle ist in Bosnien entdeckt worden. Die Höhle bildet einen bisher völlig unbekannt gebliebenen ausgedehnten Nebenraum der „Vijan Dara“ bei Cebsjanovic und zeichnet sich besonders durch ihre großartigen, abenteuerlichen Tropfsteinbildungen aus. Die Bildungen sind vielfach sägenförmig gestaltet, eine Form, die bisher nur höchst selten beobachtet wurde.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 20. Mai.